

Bücher Rundschau

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **20 (1940-1941)**

Heft 2

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

zum staatlichen Eigensein gefährdet würde. Aber unter den Zeitschriften der deutschen Schweiz können einzig die „Schweizer Monatshefte für Politik und Kultur“ einen Anstoß zu einer regelmäßigen Registrierung und Besprechung wesentlicher Bucherscheinungen des ganzen deutschen Sprachgebietes verzeichnen. Alle anderen Organe entschließen sich nur in vereinzelt Fällen zu einer Anzeige, oder sie überlassen es dem Zufall, ob ein Verlag ihnen ein Besprechungs-exemplar von sich aus übersendet, oder ob ein Mitarbeiter, dem man nicht gut nein sagen kann, darauf verfallen ist, ein bestimmtes Werk anzuzeigen.

So steht es ungefähr mit unserer Buchkritik, die eine Aufgabe von nicht zu unterschätzender Bedeutung zu erfüllen hätte, gerade bei uns, im demokratischen Staat, der die geistige Regsamkeit seiner Bürger wünschen muß. Es sollte dem Bürger die Lust suggeriert werden, wieder einmal zu einem Buch zu greifen, und er sollte das Gefühl bekommen, daß er sich auf die Besprechung in seiner Zeitung verlassen kann. Ist es nicht bedenklich, daß sich bei uns mit Jugendbüchern die besten Verlags-geschäfte machen lassen? Die Jungen lesen noch, die Alten kaum mehr — man kann da seine erstaunlichen Erfahrungen sammeln: in Kreisen, die großes Gewicht darauf legen, gebildet zu heißen.

Eine Bildungsaufgabe ersten Ranges wartet unserer Buchkritik, wenn sie verantwortungsvoll, als Dienst an der Nation, aufgefaßt und durchgeführt wird. Wo wir diesen Geist verspüren, sollen wir aufschauen. Kritiker sein — ein schweres Amt, ein selbstloses Amt, aber nach seiner Würde und Verantwortlichkeit ein priesterliches Amt.

Carl Günt her.

Bücher Rundschau

Staatsbürgerliche Erziehung.

J. Ammann: Erziehung zum Menschen und Bürger. Schriften der Freisinnig-demokratischen Partei Rapperswil. Ausgabe-stelle: Gasser & Co., Rapperswil. 1938.

Daß das politische Leben einer kleinen Stadt wie Rapperswil ein solches Werk hervorbringt, verdient Anerkennung. Es wird daraus nämlich sichtbar, wie bewußt die einzelnen Bürger in der Verantwortung um Staat und Volk stehen, wie sie um das geistige, nicht bloß um das materielle Wohl ringen. Schon früher ist unter der Obhut des eigentlichen spiritus rector dieser Strebungen, Dr. J. Ammann, eine Sammlung von Äußerungen über „Religiöse Bewegungen der Gegenwart“ erschienen. Hier liegen nun Betrachtungen über die staatsbürgerliche Erziehung vor. An erster Stelle verbreitet sich Ammann über „Die schweizerische Nation und ihre Kulturforderung“. Erziehung zum Menschen und Bürger ist für ihn „Erziehung zur geistigen Landesverteidigung“. Zu ihr „gehört natürlich nicht Gefühlsduselei, sondern ein gesunder Stolz von solidem Wissen, von Wissen um die Geschichte, von Wissen um die geistige, politische und wirtschaftliche Struktur von Land und Volk.“ (S. 13). Es geht um die Kenntnis und Erkenntnis der schweizerischen Kulturmission, die der Verfasser, unter Beizug zahlreicher Äußerungen von Politikern und Historikern, Theologen und Philosophen sieht als Humanität in Freiheit und Ordnung, bei aller Verschiedenheit der Art und des Denkens. Neben dieser mehr internen Mission ist ihm aber noch eine „europäische Mission“ unseres Vaterlandes klar: „das Gemeinsame, das Verbindende, das Veredelnde zu erkennen und zu pflegen“. (S. 40). Das nennt er im gesamten „christliche Kultur“. Unsere nationale Erziehung kann seines Erachtens nur Erziehung zum Bürger und zum Menschen zugleich sein. Den von einem hohen Idealismus getragenen und durch weitgehende Sachkenntnis gefestigten Ausführungen von Dr. Ammann möchte ich vier Bemerkungen beifügen: 1. Die Anerkennung einer Kulturmission bestätigt aufs Neue, daß auch wir einen Mythos haben, wiewohl sich viele Mitbürger von diesem Worte entsetzt abwenden. 2. Man soll nicht glauben, daß es eine christliche Kultur gebe,

ohne daß sie herauswüchse aus dem christlichen Glauben; wer daher christliche Kultur ausbreiten will, kommt nicht um die Verbreitung des Glaubens herum. 3. Das staatsbürgerliche Wissen, das bei dem Verfasser in der vordersten Linie der nationalen Erziehung steht, ist weder grundlegend noch unbedingt nötig für unser Staatsbürgertum; es kommt mehr auf eidgenössische Haltung als auf staatsbürgerliches Wissen an. 4. Man soll sich immer bewußt sein, daß die Verschiedenheit des Denkens und Glaubens in unserem Vaterlande kein Ideal darstellt; es ist daher niemals weitsichtig, diese Verschiedenheit als etwas Feststehendes, Ideales anzunehmen.

Unter den in dem vorliegenden Buche weiter enthaltenen vier Vorträgen möchte ich besonders die treffliche Rede von Oberstkorpskommandant Ulrich Wille hervorheben. Hier spricht der bewährte militärische Erzieher über die „Erziehung zum Soldaten“. Eine sachliche Wertung des Menschen und der Umstände tritt zu Tage, und die auf Erfahrung beruhende psychologische Sinngebung der einzelnen Erziehungshandlungen nimmt unser zustimmendes Interesse in Anspruch. Bei den übrigen Arbeiten von H. Lumpert („Die staatsbürgerliche Erziehung, eine Schicksalsfrage der Demokratie“) und Gertrud Brack („Die Erziehung der Frau zur Staatsbürgerin“) empfinde ich es als ein Problem, daß alles nur vom Staate und vom Wissen erwartet wird. Die Rolle der Familie und die persönliche Verantwortung erscheinen hier aus dem Erziehungsvorgange ausgemerzt. Was endlich Dr. Fritz Wartenweiler über „Mensch und Bürger in der Demokratie“ beiträgt, ist sein bekannter Ruf nach gegenseitiger Achtung und nach Zusammenarbeit in der liebevoll ausgenützten Freiheit.

Walter Hildebrandt.

Das Christentum im Ringen des Ostens.

William Paton: „Das Christentum im Ringen des Ostens“. Verlag Huber & Co., Frauenfeld und Leipzig, 1938.

W. Paton, der Herausgeber der internationalen Missionsrundschau in London, hat die Eindrücke einer asiatischen Missionsreise in einem Buch zusammengefaßt, dessen deutsche Übersetzung unter dem Titel „Das Christentum im Ringen des Ostens“ erschienen ist. Paton hat Japan, Korea, Manschukuo, China, Java, Indien, Ägypten, Palästina und die Türkei bereist, um die Bedingungen zu studieren, unter denen sich dort das Christentum festsetzen und ausbreiten kann. Aber er beschäftigt sich nicht nur mit den Problemen der christlichen Mission in Asien, sondern auch mit religiösen Fragen von allgemeiner Bedeutung und entwirft außerdem ein anschauliches Bild von den geistigen, sozialen und wirtschaftlichen Kämpfen, die in den bereisten Ländern vor sich gehen. Man erfährt von den Schwierigkeiten, die in Japan der wiedererwachende Schintoismus und die Kaiseranbetung dem Christen bereiten; man hört von der religiösen Duldsamkeit der chinesischen Regierung, von der Wiederbelebung des chinesischen Buddhismus, von dem starken Abwandern hinduistischer Parias zur christlichen Religion, von der Irreligiosität der indischen Studenten, von dem schroffen Widerstand, den in Ägypten der Islam mit seiner nationaltheokratischen Struktur und in der Türkei und in Iran der (faschistische) Nationalismus dem Christentum entgegensetzt. Paton schildert die Gärungen, die der Kommunismus in den notleidenden Massen und in der studierenden Jugend Asiens ausnützt oder hervorruft. Aus Patons Darlegungen gewinnt man den Eindruck, daß der geistige Entscheidungskampf in Asien nicht oder nicht hauptsächlich zwischen den beteiligten großen Religionen — Schintoismus, Buddhismus, Hinduismus, Islam und Christentum —, sondern vor allem zwischen Christentum, Kommunismus und Faschismus (absoluter Nationalismus) ausgetragen wird, so daß sich die orientalische Entwicklung und die abendländische in ihren Grundzügen gleichen würden. Dabei muß man sich freilich fragen, ob Paton die asiatischen Verhältnisse nicht doch zu sehr unter dem Gesichtswinkel europäischer Problematik sieht, etwa wenn er ausführt, „Für viele der regsten Geister (des islamischen Ostens) scheint deutlich die Wahl zu bestehen zwischen der Aufgabe jeder Religion und der Annahme des Christentums“.

Das Hauptverdienst des flüssig geschriebenen Buches liegt darin, daß es unsere Aufmerksamkeit auf die geistigen Geschehnisse Asiens lenkt und uns für die Beurteilung der mit und durch uns werdenden Kulturgeschichte weite Perspek-

tiven an die Hand gibt. Vielleicht bereitet sich wirklich, wie es schon wiederholt ausgesprochen worden ist, als das größte Ereignis der Zukunft die Christianisierung Asiens vor, so daß Paton Recht hätte, wenn er schreibt: „Wer kann behaupten, daß das, was heute an christlichem Zeugnis in Japan oder in der Mandchurei, in China oder in den Dörfern Indiens, in Iran oder in der Türkei oder in Ägypten geschieht, im Urteilspruch der Geschichte sich nicht als ungleich bedeutamer erweisen wird als irgend eines der Ereignisse, von denen die Augen der Menschen heute geblendet sind!“ — Jeder, der sich mit den großen Geisteskämpfen der Gegenwart befaßt, wird das Paton'sche Buch mit Gewinn lesen und ihm wertvolle Aufschlüsse und Anregungen entnehmen. W. S c h u b a r t.

Neue katholische Literatur.

Mit viel weniger Getöse als die politische Umwälzung unserer Tage, aber nicht weniger nachhaltig vollzieht sich die kirchliche. Es geht ja im Ringen der Gegenwart um die Grundlagen unseres ganzen Daseins. Soll es weiterhin aufgebaut werden auf dem Fundament, das Christus gelegt hat, oder werden in Zukunft andere Grundsätze gelten? Werden die Kirchen in ihrer gegenwärtigen Form weiter bestehen können, oder verwandelt, vielleicht sogar vernichtet? Wird da, wo in den letzten Jahrzehnten das christliche Leben ausgetilgt wurde, eine neue Frömmigkeit aufblühen, sobald die Schranken gefallen sind? Kann der Mensch im Sturm unserer Zeit durch die Kirchen noch den Halt finden, den er braucht?

In allen Kirchen wird um diese Fragen gerungen. Die vorliegenden Veröffentlichungen geben einen Begriff davon, wie es in der katholischen geschieht. Die erste „Weltverklärung im liturgischen Geiste der Ostkirche“ von D. Dr. Josef Casper mit Vorwort von Dr. M. Hornyketwitsch und Einführung von Abt Jldesous zu Maria Laach (Herder, Freiburg i. Br. 1939) richtet den Blick auf die Trümmer der russischen Kirche, die durch die Revolution zerschlagen wurde. Systematisch bereitet sich Rom vor, um wenn möglich, sobald sich in Rußland wieder christliche Arbeit tun läßt, die russische Kirche mit der römisch-katholischen zu vereinigen. Soll das auf solide Weise geschehen, kann es sich aber nicht bloß um eine rechtliche Eingliederung handeln, sondern das katholische Kirchenvolk muß mit der Eigenart der Ostkirche vertraut werden.

Ihren Ausdruck findet die Frömmigkeit des Ostens vornehmlich in der Gestaltung des Gottesdienstes. Die Ostkirche denkt geradezu einseitig übernatürlich. Auf Erden lebend, schaut sie unaufhörlich hinein in die Welt des Jenseits. Ihr Beten ist Jubel, Lobpreis, Musik und Gesang.

Casper läßt uns den ganzen Reichtum dieser Weltverklärung in der Liturgie der Ostkirche schauen. Er führt uns in das Gotteshaus und durch das Kirchenjahr, läßt uns an Taufe und Firmung, Buße und Priesterweihe, Opfermahl und Mönchsweihe, Eheinsignung und Heimgeleitung der Seelen teilnehmen. Eine Übersicht über die drei Arten von Liturgien, die gebraucht werden und eine ausführliche, alphabetisch geordnete Erklärung der liturgischen Ausdrücke machen den Schluß des kleinen Bandes. Er ist in der handlichen Sammlung „Ecclesia orans“ erschienen und bildet für jeden, der einen Blick in das Geheimnis morgenländischer Frömmigkeit tun möchte, einen wertvollen Ratgeber.

Anderer Art sind die Aufsätze des Jesuitenpaters Peter Lippert, „Aufstiege zum Ewigen“, die Josef Kreitmaier herausgegeben hat (Herder, Freiburg, 1939). Sie zeigen, wie sich ein katholischer Gottesgelehrter mit den Fragen, die die Gegenwart dem religiösen Menschen stellt, auseinandersetzt. Teilweise gelingen ihm vortreffliche Formulierungen, so gleich im ersten Aufsatz über „Diesseits und Jenseits“, wo er von der Schwierigkeit redet, im Wirrwar der täglichen Unrast die Seele zum Ewigen zu erheben: „Dem Menschen kommt seine schwerste Verlegenheit von seinem Reichtum. Er kann seine Fülle nicht meistern.“ Wie ist da in einem Satz die ganze Not unseres Eisenbahn-Radio-Flugmaschinen-Fabrik-Zeitalters zusammengefaßt! Von der Seite des Gesichtskreises mögen einige Überschriften zeugen: „Religiöse Kunst“, „Wissenschaft und Leben“, „Herosen der Liebe“, „Fromm sein können“, „Ausweichstellen“. Freilich ist die Behandlung des Gegenstandes nie er-

schöpfend; das kann ja auch von solchen Aufsätzen nicht erwartet werden. Dafür blüht gelegentlich ein völlig neues Licht auf. So zeigt er am Verhältnis des Rembrandtdeutschen zu seinem Freund und Bewunderer Momme Nissen das Geheimnis der Jüngerschaft. Der Rembrandtdeutsche (genannt nach dem Buch „Rembrandt als Erzieher“, das einst größtes Aufsehen erregt hat) Julius Langbehn verlangte von Nissen unbedingte Nachfolge. Lippert legt dar, wie das nur ein einziges Mal in der Geschichte — bei Jesus — möglich war.

Beigefügt sei, daß dem Buche jede verletzende Äußerung gegen Andersgläubige fehlt.

Einen kühnen neuen Versuch macht **Johannes Maassen** mit dem Sammelband „**Licht durch die Nächte**“ (Herder, Freiburg i. Br. 1939). Er bietet darin in einem einzigen Buche, was sonst nur in einer ganzen Bibliothek zu finden ist: Abhandlungen, geschichtliche Studien, Erzählungen, Lebensbilder und Gedichte, durch schön gezeichnete Sprüche und Bilder alter und neuer Meister belebt. Zusammengehalten werden diese Beiträge mannigfaltigster Art und verschiedenster Verfasser durch die gemeinsame Grundlinie; sie handeln alle vom Leid und vom Trost des Menschen.

Maassen selbst leitet das Buch ein durch einen Trostbrief an einen bekümmerten Freund. Unter den übrigen Beiträgen ragt eine prachtvolle Darstellung des uferlosen Kampfes Kaiser Karls V. gegen die Spaltung des Deutschen Reiches in der Reformation hervor, die Georg Smolka mit dem Titel „Kaiser der Zeitenwende“ versehen hat. Wir nennen ferner vier Erzählungen. Tief sinnig schildert Johannes Kirschweng in „Der Rosenzüchter“, wie sich ein vom Leben Enttäuschter in den abgöttischen Dienst an den edelsten Blumen flüchtet und erleben muß, daß sie ihm vom Hagel alle zer schlagen werden. Ergreifend auch Ruth Schaumanns „Messe von Gethsemane“, die Geschichte eines vom Unstern verfolgten jungen Menschen. Oder die Legende vom Mönch, der dem Tode entfliehen will, die Reinhold Schneider beisteuert („Die himmlischen Wohnungen“), und das Geschick des aus der Bahn Geworfenen, der in der Erniedrigung weise wird, das Johannes Büchner in „Winand der Hirt“ nachgezeichnet hat. Sogar ein Protestant, der uns allen teuer ist, findet eine liebevolle Würdigung durch Walter Bauer: Pestalozzi.

Genug der Proben. Wir könnten uns denken, daß das Buch in die Ferien mitgenommen oder bejännlich gelesen wird, wo jemand sich am Schicksal anderer, die ihren Gram tapfer getragen haben, aufrichten möchte.

So sind uns hier drei Bücher geschenkt, die auch dem Protestanten Bereicherung zu bieten vermögen. Gerne nimmt man von ihnen Kenntnis als von einem Dienst, den katholische Schriftsteller an ihrem Volke tun, ohne irgendwie zu verletzen. Sie bauen im wahren Sinne des Wortes auf und sind darum geeignet, Wege aus unserer Zerrissenheit heraus zu weisen.

Eberhard Zellweger.

Biographien.

Nikolai Sementowski-Nurilo: Alexander I., Kaufsch und Einker einer Seele.
Scientia A. G., Zürich, 1939.

Die Lebensbeschreibungen von Fürsten aus den entthronten Herrscherhäusern schießen wie Pilze aus der Erde. Die russische Welt liegt uns schon etwas ferner als etwa die österreichische oder preußische; deshalb ist es von vornherein nicht so leicht, uns für den Kaiser Alexander zu gewinnen. Das vorliegende Buch ist das Werk eines wohlgesinnten Russen. Was man befürchten könnte, etwa eine maßlose Überschätzung des Helden oder ein uns unverständlicher Parteilstandpunkt, dem der nichtrussische Leser, weil zu wenig vertraut mit den Dingen, widerstandslos ausgeliefert wäre, findet sich beim Verfasser nicht. Eher das Gegenteil: ein zu blaßes Bild ohne kräftige Wirkung legt er uns vor. Was er will, deutet der Untertitel „Kaufsch und Einker einer Seele“ an. Alexander wird uns gezeigt als ein Mann von hochliegenden Plänen und starkem Ehrgeiz, der die Erinnerung an ein furchtbares Erlebnis nie ganz losgeworden ist — die Ermordung seines Vaters, die den Thron für ihn frei machte, hatte er zwar nicht gewollt, aber mitverschuldet — dann eine Art Bekehrung unter dem Einfluß der bekannten Frau

v. Krüdener und anderer protestantischer Pietisten durchmachte und zuletzt in den Bannkreis orthodoxer Mönche geriet, nachdem er vorübergehend an den Übertritt zur römischen Kirche gedacht hatte. Ganz überraschend ist das Ende: der Verfasser teilt die Meinung derer, die den Tod und das Begräbnis Alexanders in Taganrog, Ende 1825, für eine gewollte Täuschung ansahen. Der Kaiser soll als heiliger Einsiedler (sogen. Starez) unter dem Namen Kusmitsch (andre sagen: Fomitsch) noch bis 1866 (nach andern Angaben 1864 oder 1870) in Sibirien gelebt haben. So viel ich sehe, hat die maßgebende Geschichtschreibung diese Legende noch weniger ernst genommen als die viel glaubwürdigere von dem Grafen Raundorf, dem falschen Dauphin, an die man beim Lesen erinnert wird. Sementowski verfährt sie zwar, aber mit einer Zaghaftigkeit, die seinem merkwürdig leblosen und nirgends recht überzeugenden Buch überall anhaftet.

Sehr anerkennenswert ist die vielleicht nicht immer ganz zutreffende, aber stets leidenschaftslose, wohlwollende und nach Gerechtigkeit trachtende Beurteilung der nichtrussischen Mit- und Gegenspieler Alexanders. Das preußische Königspaar wird geradezu liebevoll behandelt, für die politischen Bedürfnisse des gequälten und vergewaltigten deutschen Volkes zeigt der Verfasser Verständnis. Der Leser sieht sich hier an der Seite eines vornehm denkenden Führers, der auch da noch Vertrauen verdient, wo er vielleicht unrichtig urteilt.

Sprache und Stil des Werkes sind die einer nicht einwandfreien Übersetzung (aus dem Französischen?). Der Verfasser (oder Übersetzer) ist mit Handhabung, Bildung und Bedeutung des deutschen Wortes unvollkommen vertraut. Er bildet Zusammensetzungen wie Paul=Zeit, Paul=Error und sogar Napoleon=Sturz (so nennt er die Ereignisse von 1813 bis 1815), verwechselt bezaubern und verzaubern mehrmals, auch sparen und ersparen, spricht von der Waadter Aristokratie (Waadt-länder) und Sektanten (und meint Sektierer). „Zwei Tage nach diesem Vorgang gibt der Kaiser den letzten Seufzer auf“; Speranski „beging keine bewußte Schuld am Volk“. Man wundert sich, daß ein deutscher Verleger sich nicht zur Pflicht macht, einem ausländischen Verfasser mit der notwendigen Durchsicht seines Werkes zuzuhelfen, ehe er es der Leservelt vorlegt.

Werner Richter: Ludwig II., König von Bayern. Mit acht Bildtafeln. Verlag Eugen Kentsch, Erlench u. Leipzig. (Ohne Jahrzahl; laut Verlagsrechtvermerk 1939.)

Der Verfasser hat uns fünfzig Jahre nach dem Tod Kaiser Friedrichs des Dritten ein ergreifendes Buch über dessen Leben, Kampf und Leiden geschenkt. Heute tritt er vor uns mit einem nicht minder bedeutenden Band von 400 Seiten über den — man ist versucht zu sagen: über den letzten König von Bayern, denn von politischer Bedeutung war nicht mehr, was nach Ludwig dem Zweiten sich weiter diesen Titel heilegen durfte. Die Vorzüge, die wir an dieser Stelle dem ersten der genannten Werke nachrühmen durften, sind auch dem zweiten eigen: das Menschliche ergreift am stärksten, das Politische kommt nicht nur nicht zu kurz, sondern tritt derartig hervor, daß man von leidenschaftlicher Parteinahme des Verfassers reden möchte, wenn nicht gemessener Ton und gewissenhafte Wahrheitsliebe dämpften. Der Verfasser nimmt Stellung, aber nicht im Sinne einer politischen Partei. Konnte man, als vom Widerstand des Kronprinzen Friedrich Wilhelm gegen die Politik Bismarcks die Rede war, von einem mild humanitären Liberalismus reden, so hat man diesmal den Eindruck, daß der Verfasser konservativ-föderalistisch denke. Beidemale wird deutlich, daß er dem Lebenswerk des großen Kanzlers nicht die Bewunderung zollt, die uns die deutsche Geschichtschreibung anerkennen hat. Insofern wirken derartige Geschichtswerke ernüchternd, und gewiß werden sie in der Gegenwart, vor allem außerhalb der Reichsgrenzen, wachsendes Verständnis finden. Schon jetzt erfreut sich das Buch über den Bayernkönig einer lebhaften Beachtung. Man liest es mit Spannung. Das Verhältnis zu Richard Wagner ist mit wenig Achtung für den Menschen und Politiker Wagner erzählt. Auch die verschiedenen Ministerpräsidenten Ludwigs erfahren eher eine abfällige, zum Teil eine sehr abfällige Beurteilung. Am stärksten wirken in diesem Monarchenleben der Bericht über den Verlust der bayrischen Selbständigkeit und nachher der über den erschütternden Ausgang Ludwigs. Bismarcks staatsmännischer Arbeit im Kriegswinter zu Versailles zuzusehen, ist immer fesselnd. Es galt, die deutschen Staaten, die am

Krieg teilnahmen, zum Reich zusammenzuschließen und ihnen dabei von ihrem Eigendasein so viel zu lassen, daß sie sich nicht entrechtet vorzukommen brauchten. Den Hauptwiderstand fand der Reichsschmied außer bei seinem eigenen König, der den Kaisertitel nicht zu führen begehrte, vor allem bei demjenigen Staat, der neben Preußen allein etwas Bedeutung in der europäischen Staatenfamilie beanspruchen konnte: Bayern. Es gelang ihm, beide, König Wilhelm und König Ludwig, zu überlisten. Auch insofern das ganze deutsche Volk zu überlisten, als die zwei Monarchen nachher in der öffentlichen Meinung wie große Patrioten dastanden, die durch ihre wahrhaft deutsche Haltung und ihren Opfermut das große Werk erst möglich gemacht hätten. Der Verfasser legt nun nicht nur bloß, wie stark Ludwigs Widerwille gegen die Einordnung in das preußisch geführte neue Reich gewesen ist, sondern auch, wie sehr sich Bismarcks Vorgehen der Grenze einer nicht mehr einwandfreien Machenschaft genähert hat. Es gilt die entscheidende Wendung in Deutschlands Geschichte, es geht um Fortsetzung oder Abschluß des deutschen Mittelalters, um die Frage, ob jetzt die Deutschen als letzte der großen Nationen Europas von der Vielstaatlichkeit zum Nationalstaat gebracht werden können oder nicht. Man kennt schon den Ausgang und hält trotzdem beim Lesen den Atem an.

Natürlich geht es einem ebenso bei den letzten Kapiteln des Buches, wo vom Ende Ludwigs die Rede ist. Der Verfasser macht sich selbstverständlich nicht die volkstümlichen Anschauungen von dem aus Mißgunst entrechteten König zu eigen, der gar nicht geisteskrank gewesen sei. Wollte er das, so würden ihn schon die durch und durch krankhaften Gesichtszüge in einigen der von ihm wiedergegebenen Bildnissen des Königs Lügen strafen. König Ludwig war krank, lang ehe die Katastrophe kam, war abnorm schon als junger Mensch. Der Verfasser zeigt uns die Entwicklung der Geistesstörung und erkennt an, daß Ludwig zuletzt nicht mehr regierungsfähig war. Trotzdem übt er herbe Kritik an denen, die den Erkrankten der Freiheit beraubten, und macht sich sogar fast ein wenig lustig über die irenärztliche Kunst. Man kann ihm nicht völlig Unrecht geben, aber er übersieht, daß hier ein Fall vorliegt, in dem das Staatsrecht der Erbmonarchie zu Unmöglichkeiten führt. Was soll denn geschehen, wenn der unantastbare geborne König die Fähigkeit des Regierens verliert, es aber selbst nicht einsehen kann, weil dieser Mangel an Einsicht zu seiner Krankheit gehört? Im bürgerlichen Leben kommt es täglich vor, daß ein Mensch gegen seinen Willen aus seiner Berufstätigkeit herausgenommen und als geisteskrank seiner Freiheit beraubt wird; gerade was bei König Ludwig zutraf, daß der Vergewaltigte mit Recht sagen kann: „wenn es ihnen nicht um das von mir ausgegebene Geld, mein Geld, ginge, hätten sie mich noch lange gewähren lassen“, gerade das ist überaus häufig. Während man jedoch einen gewöhnlichen Menschen mit einem Arzt zusammenbringen und von diesem untersuchen, und das heißt für den Psychiater: ausfragen, lassen kann, gibt es in der Erbmonarchie neben dem König nur Untertanen, die gegen den Herrn nichts unternehmen dürfen. Es ist, wenn das von Richter entworfene Bild des kranken Königs der Wirklichkeit entspricht, undenkbar, daß dieser einem Arzt Audienz erteilt und über sein beanstandetes Verhalten, seine Absonderlichkeiten, Auskunft gegeben hätte. Einen gesetzlich einwandfreien Weg zur Ausschaltung des Königs gab es darum nicht, gibt es bei dieser Art Erkrankung des Staatsoberhauptes nicht, und darum fällt wenig in Betracht, was sonst mit Recht gegen das Benehmen der Beteiligten — der Mitglieder des königlichen Hauses, der Ärzte, der Landesregierung — eingewendet wird, insbesondere gegen das Kuriosum eines „Gutachtens“ von Ärzten, die zum Teil den Patienten gar nicht gesehen und von denen keiner ihn untersucht, befragt oder gar beobachtet hatte. Der Bemängelung der Diagnose „Paranoia“ kann entgegengehalten werden, daß sich allerdings Benennung und Einteilung der nicht organischen Geisteskrankheiten jeither gewandelt haben, das Krankheitsbild, das der Bayernkönig bot, jedoch durchaus eindeutig ist. Gerade um jene Zeit hatte Kraepelin die Gruppe der Krankheit, der die königlichen Brüder Ludwig und Otto zuzuweisen sind, in ihrem innern Wesen erkannt und als *Dementia praecox* beschrieben, jeither hat besonders Eugen Bleuler Kraepelins Forschungen fortgesetzt und vertieft und aus praktischen Gründen den Namen Schizophrenie eingeführt. Ob es neben der paranoiden Unterart der Schizophrenie noch eine als besondere Geisteskrankheit anzusehende Paranoia gibt, ist für das Urteil über Ludwig den Zweiten heute belanglos.

Ernst Schröder: Albrecht v. Stosch, der General-Admiral Kaiser Wilhelms I. Eine Biographie. Verlag Emil Ebering, Berlin 1939.

Mit militärischer Kürze und Sachlichkeit geschrieben, wirklich eine historische Studie (Heft 353 der „Historischen Studien“ des Verlages), nicht ein Lebensbild „für Herz und Gemüt“. Wir bekommen Einblick in die Arbeit der Bauleute, die das Zweite Reich gezimmert haben. Der Eindruck schlechthiniger Unparteilichkeit und zuverlässigster Wahrhaftigkeit macht das Lesen trotz der schmucklosen Darstellung zum Genuß. Der Verfasser nimmt Stellung, bemäntelt Unzulänglichkeiten nicht, fällt Urteile, beleuchtet auch die unerquicklichen Vorgänge, die das Jahr 1888 zu einer kritischen, ja recht gefährlichen Zeit für das Deutsche Reich machten, und hinterläßt trotzdem den Eindruck daß er uns ein sicherer Führer ist. Die schlichte Gestalt des preußischen Generals, der nach der Reichsgründung den Auf- und Ausbau der bis dorthin recht ungenügenden Flotte zur deutschen Seemacht in die Hand zu nehmen hatte, dabei bedenkliche Widerstände, z. B. von Seiten des „Eisernen“, überwand, flößt mit ihrer soldatischen Geradheit und sauberen Pflichttreue hohe Achtung ein; der alte Kaiser steht mit seiner Treue und Aufrichtigkeit wieder einmal groß vor uns. Hier zuzusehen macht Freude und bringt Gewinn.

Edward Blocher.

Übersetzungen.

Eine Flut von Übersetzungen ergießt sich über den Büchermarkt. Wenn auch das einheimische Schrifttum deswegen nicht vernachlässigt werden darf, bleibt es doch immer interessant, einen Blick in diese literarischen Dokumente von jenseits der Sprachgrenze zu tun. Es ist nicht nur ein Gewinn, da und dort auf Werke starker künstlerischer Prägung zu stoßen, es bewegt auch, zu sehen, wie vielgestaltig und bunt das eine Leben sich hier und dort spiegelt.

Aus einer Gegend, aus der man sonst wenig erfährt, stammt der Roman „**Maria Zef**“ von **Paola Drigo** (aus dem Italienischen übertragen von Hedwig Kehrl, Verlag Huber & Co., Frauenfeld 1939). Er spielt im Gebiet des obern Piave, unter den einfachen Menschen eines kleinen ladinischen, den Rätoromanen verwandten Volksstamms. Die seit dem Erscheinen des Buches verstorbene Dichterin kannte diese einfache Welt wohl, da sie ihre Heimat war, und sie schildert das herbe Schicksal des jungen Hirtenmädchens Maria Zef mit der Innigkeit und mit der großartigen Kraft, mit der ein Mensch — einmal vielleicht in seinem Leben — für die Welt Zeugnis ablegt, aus der er stammt. Es ist bei Paolo Drigo eine ernste Welt, und das Schicksal, das sie zeichnet, ist streng und gewalttätig, aber das Ganze ist menschlich so tief und echt, daß man die nachhaltigsten Eindrücke davonträgt. — Die Bücher von **Maria Borrély** bringen uns eine Landschaft nahe, die der Heimat der Paola Drigo nicht allzu fern liegt: den Südhang der französischen Westalpen. Auch Maria Borrély schildert eine einfache und einsame Welt und manches schwere Schicksal, aber sie lockert die Darstellung auf, sprachlich durch ein merkwürdiges Staccato des Vortrags und kompositorisch durch die Einbeziehung einer größeren Zahl von Menschen — so wirken ihre Bücher irgendwie leichter, vielleicht auch sonniger. Im Roman „**Das letzte Feuer**“ (Titel der französischen Originalausgabe „Le dernier feu“, Übertragung von Walter Gerull-Kardas, Scientia-Verlag, Zürich 1939) schildert sie, wie die Bewohner eines Dorfes, dessen Quelle am Versiegen ist, hinunterziehen und an einer bequemerer Stelle ihr Dorf wieder aufbauen, und nur eine Alte bleibt zurück, bis mit ihrem Tode auch „das letzte Feuer“ im verlassenen Bergneßt erlischt. Der Roman „**Das Dorf ohne Sonne**“ (Titel der französischen Originalausgabe „Les reculas“, Übertragung von Walter Gerull-Kardas, Scientia-Verlag, Zürich 1940) schildert die seelische Not und Verwirrung eines eingeschnittenen Bergdorfes und sein neues Ausblühen nach der Überwindung der schweren Zeit. Beide Bücher vermitteln vor allem viel frische Eindrücke von ursprünglichen Menschen und von einem Landstrich, der bestrickende Kontraste in sich vereinigt. — Ein ebenfalls landschaftlich und volkswundlich interessanter Roman ist das Buch „**Remi Braem, der Frankreichgänger**“ von **Edward Vermeulen** (Titel der flämischen Originalausgabe „Trimards“, Übertragung von Karl Jacobs, Verlag Herder, Freiburg i. Br. 1939). Er erzählt von einem der „Frankreichgänger“, die zur Erntezeit von Westflandern nach Frankreich ziehen, um dort Arbeit und Verdienst zu finden, die aber auch, wenn sie sich nicht fest

in der Hand haben, leicht mancherlei Versuchungen erliegen. Vermeulen schuf mit diesem Buch einen eigentlichen Volksroman, mit der unverkennbaren Absicht, zur Gesundung des Volkes beizutragen, und verfolgt damit Tendenzen, die uns aus der schweizerischen Literatur wohl vertraut sind. Dabei ist die Schilderung gut flämisch: wirklichkeitsnah und voll Freude am Drastischen.

Eine eigentümliche Romanschöpfung ist das Buch „**Der Mann, der alles hatte**“ von dem Amerikaner **Louis Bromfield** (Titel der amerikanischen Originalausgabe „The man who had everything“, Übertragung von Edwin Brunner, Humanitas-Verlag, Zürich 1939). Der Mann, der alles hatte, hatte doch eines nicht: er ist nicht glücklich. Und er sucht das Glück, indem er sich aus dem amerikanischen Gesellschaftsleben in die Einsamkeit eines alten, stillen Hauses in Nordfrankreich zurückzieht, wo er einst während des Weltkrieges, nach einem schweren Unfall, wieder zum Leben erwacht war. Hier in Frankreich findet er auch die alte Geliebte wieder, die ihn dem Leben zurückgibt. Er wird heimkehren und für die Menschen da sein, denen er verpflichtet ist. Der Roman enthält eine Fülle psychologisch feiner Züge, das Beste aber und Unvergeßliches bietet er dort, wo er schildert, wie sein Held auf französischem Boden die Natur neu erlebt: das sind Schilderungen von wunderbarer Zartheit und Innigkeit. — Tief in die Welt des amerikanischen Westens hinein führen die Bücher von **John Steinbeck**. Fast mehr den Charakter einer psychologischen Studie denn eines Romanes hat das Buch „**Von Mäusen und Menschen**“ (Titel der amerikanischen Originalausgabe „Of mice and men“, Übertragung von Elisabeth Kotten, Humanitas-Verlag, Zürich 1940). Es schildert das Schicksal zweier kalifornischer Landarbeiter, die miteinander auf Arbeit ausgehen. Der eine von ihnen ist ein mächtiger Kerl, aber schwachsinzig und beherrscht von dem Tic, alles Weiche und Zarte streicheln zu wollen, wobei er es dann mit seinen Riesenträften ahnungslos zerdrückt. Sein Freund, der ihn führt, sucht vergeblich, das hereinbrechende Verhängnis zu bannen — zuletzt wird er selber zur Hand des Schicksals. Soviel interessante Lokalschilderung auch dem Buche Farbe geben mag, alle Anteilnahme haftet doch an dem armen Schwachsinzigen, und es ist seltsam, wie die Kunst der psychologischen Durchdringung eines Menschen sich hier gerade an einer solchen halb aus dem Leben ausgeschalteten Existenz bewährt. — Ein anderes Buch von John Steinbeck ist im Gegensatz hierzu eher ein sozialer Roman zu nennen: „**Die Früchte des Zorns**“ (Titel der amerikanischen Originalausgabe „The grapes of wrath“, Übertragung von Klaus Lambrecht, Humanitas-Verlag, Zürich 1940). Es ist ein 700seitiges Buch und wendet sich in seiner Schilderung einer Auswanderungsbewegung innerhalb der Vereinigten Staaten zu. Vor einem Jahrzehnt etwa wurden die weiten Felder im Mittel- und Südwesten von Sandstürmen heimgesucht, das Land mußte mit Maschinenkraft tief gepflügt werden, und bei diesem Anlaß wurden 300 000 Menschen, die hier als Farmer und kleine Pächtersleute gelebt hatten, heimat- und arbeitslos. Sie wanderten aus, meist nach Kalifornien, auf lottrigen, überladenen Automobilen über Berg und Tal, durch Wüsten und Schluchten und verzehrten ihr armseliges Leben auf der Suche nach Arbeit. Ein Schicksal für Hunderttausende schildert John Steinbeck in seinem Buche, das einen nicht mehr los läßt, unverblümt, wirklichkeitsnah und zugleich merkwürdig erregend. Seine Menschen sind weder besonders tugendhaft noch irgendwie geistreich, sondern leidende und sich gegen die Vernichtung aufbäumende Kreatur, und das ist es wohl, was in dem Roman zutiefst ergreift: die keineswegs sentimentale, aber leidenschaftliche Anteilnahme am schweren Unglück eines Volksteils, das quantitativ wirklich amerikanische Ausmaße angenommen hat.

Ein Buchdeckel, der eine süßliche Zirkusliebesgeschichte zu umschließen scheint, birgt der Roman von **Lady Eleanor Smith** (der Tochter des englischen Staatsmannes Lord Birkenhead), „**Zirkus Prince**“ (Titel der englischen Originalausgabe „Red wagon“, Humanitas-Verlag, Zürich 1940). Das Buch, dessen Schilderung in einen reizvollen Rahmen eingespannt ist, gibt in lebhafter Erzählung die Entwicklungsgeschichte eines englischen Zirkus und vermittelt, da es offenbar auf genauesten Kenntnissen fußt, wertvolle und willkommene Einblicke in einen Lebenskreis, von dem man gewöhnlich nicht allzuviel erfährt. Es ist eine Welt, die sicher manche der romantischen Elemente enthält, für die so viele kindliche Seelen sich begeisterten, die aber doch, tritt man ihr nahe, sich auch von ganz anderer Seite offenbart. Im Buche der Lady Eleanor Smith ist es besonders

hübsch, wie die Darstellung, so realistisch sie gemeint ist, doch auch dem Zauberhaften und Seltsamen des Zirkuslebens gerecht wird. — Wohl weniger realistisch gemeint als diese Zirkusgeschichte ist der Roman „**Künstler und Vagabunden**“ von **Howard Spring** (Titel der englischen Originalausgabe „Shabby Tiger“, Übertragung von Klaus Lambrecht, Humanitas-Verlag, Zürich 1940). Er schildert in bewegtem Durcheinander vom wechselnden Schicksal von Künstlern und vom Leben mitgenommenen Existenzen der Stadt Manchester, halb liebevoll auf die Menschen eingehend, halb mit der Neigung zur Groteske, sodaß man nicht recht weiß, in welchem Maße das Buch ironisch gemeint ist. Der Verlag führt es unter dem Schlagwort „Ein buntes Abbild des Lebens“ ein, und man kann das gelten lassen, wenn man sich bewußt ist, daß das Leben manchmal seltsame Blüten treibt. — Ein Buch besonderen Wertes ist die Auswahl von Essays von **Hilaire Belloc**: „**Gespräch mit einer Kage**“ (Scientia-Verlag, Zürich 1940). Es handelt sich um gegen drei Duzend meisterhafter Essays, die alles haben, was man von einer geistvollen Unterhaltung verlangen kann: Tiefgang, ohne sich zu verlieren, sprachlichen Schlich, behende Beweglichkeit, Laune und die Kraft der Herausforderung. Ob Hilaire Belloc mit reizvoll durchhaltender Ironie von der „Kunst zu langweilen“ oder von der „Armut“ schreibt, sich in ein „Gespräch mit einer Kage“ einläßt oder über „Das Ende der Welt“ meditiert — er weiß das alles mit unvergleichlich stacheliger Liebenswürdigkeit an den Mann zu bringen, voller Einfälle, prickelnd und doch nicht scharf. Es ist ein Buch, das, immer wieder zur Hand genommen, manche verlorene Stunde würzen wird. — Ein anderes Buch, das man nicht gern wieder aus der Hand gäbe, ist der Roman von **R. C. Hutchinsohn**, „**Ein Testament**“ (Übertragung von Maria Giustiniani, Verlag Bermann-Fischer, Stockholm 1939). Die Erzählung spielt in Rußland, zur Zeit des Weltkrieges, während des Ausbruchs der Revolution. Zwei Freunde stehen im Mittelpunkt, der eine ist gebunden an die geliebte Frau, die er aus geistiger Unnachtung zurück ins Leben zu führen trachtet, der andere lebt und stirbt im Streben, das Ideal der Selbsttreue trotz allem Wirrsal der Zeit nicht aufzugeben. Um das Schicksal dieser beiden Menschen wirkt nun der Dichter ein schlechthin großartiges Bild der Zeit, der Gesellschaftsschichten Rußlands, der Wirren der Revolution, und der Leser geht atemlos mit. Bisweilen greift man sich an den Kopf: Hat man solches nicht irgendwo schon gelesen? Ja, das Rätsel des russischen Menschen offenbart sich so bei Dostojewski oder Tolstoj, und hinsichtlich der Macht der Darstellung stellt sich Hutchinsohn in die Reihe der großen Gestalter und Romanciers, von denen man geglaubt hat, sie seien ausgestorben. . .

Carl Günther.

Neue Kunstbücher.

Neue Wandmalerei und Plastik. Im Auftrag der Stadt Zürich herausgegeben vom Atlantis Verlag Zürich 1939.

Vom Künstler her gesehen, ist jedes Kunstwerk eine individuelle Äußerung, die in die Öffentlichkeit hinausgestellt wird, und ob diese dort „gebraucht“ wird, ob die Öffentlichkeit etwas damit anfangen kann, interessiert ihn strenggenommen nicht, jedenfalls ist es erst eine Frage zweiten Ranges, die auf der Ebene des Praktischen liegt, nicht auf der des Künstlerischen. Im XIX. Jahrhundert hat sich die Kunst immer ausschließlicher in dieser Richtung des privaten Manifestes entwickelt, und sie ist dabei notwendigerweise immer exklusiver geworden, d. h. sie hat sich an einen immer engeren Kreis spezieller Kenner gewendet. Diese Kunst war also das Gegenteil von „öffentlicher Kunst“, wenn wir mit diesem Namen eine Kunst bezeichnen, die sich an ein beliebiges Publikum wendet, ohne die Voraussetzung besonderer Kennerchaft.

Für die öffentlichen Instanzen bedeutet diese Entwicklung eine große Verlegenheit. Sie fühlen sich aus einem summarischen kulturellen Pflichtgefühl genötigt, „die Kunst“ zu fördern, aber was soll der Staat mit Kunstwerken anfangen — und mögen sie künstlerisch noch so hoch stehen — die keinen Bezug zur Idee des Staates oder Volkes oder sonst zu allgemein menschlichen Interessen haben? Denn selbstverständlich vertritt eine Behörde den Standpunkt des Publikums, des Konsumenten, und nicht den des Künstlers. Es ergab sich das Dilemma, entweder Malerei und Plastik von vielleicht hohem Kunstwert, aber ohne jede Beziehung zur All-

gemeinheit anzukaufen und in Museen unterzubringen, weil man etwas anderes damit schlechterdings nicht anfangen konnte, und für den laufenden Bedarf an Denkmälern und sonst an staatlicher Repräsentation jeder Art, Künstler zweiten Ranges beizuziehen, die eine künstlerisch-halbwertige „dekorative Kunst“ produzierten. Diese Schwierigkeiten sind auch heute noch nicht gelöst, aber die Fragestellung ist wenigstens deutlicher geworden, und eine Reihe von Künstlern hat erkannt, daß es nicht unter ihrer Würde ist, auf die besondere Problemstellung des öffentlichen Kunstwerkes einzugehen, daß es vielmehr möglich und verdienstlich ist, im Kunstwerk an einen breiteren, nicht auf Kunstverständnis spezialisierten Betrachterkreis zu appellieren, ohne daß eine Preisgabe der künstlerischen Qualität bedeuten müßte. Daneben gibt es freilich noch viele Künstler, die diesen Kontakt mit den öffentlichen Aufgaben nicht finden, und für sie besteht die genannte Schwierigkeit fort. Es ist nun aber durchaus nicht einzusehen, aus welchen Gründen man öffentlichen Instanzen zumuten darf, „die Kunst“ in abstracto zu fördern. In den größten Blütezeiten der Kunst, im alten Athen, in der Gotik, im Florenz der Renaissance hat kein Mensch daran gedacht, „die Kunst zu fördern“, sondern Staat und Private haben darin gewetteifert, ihre ganz konkreten Bedürfnisse an Verewigungswünschen und an Repräsentation in Porträts, Denkmal und Grabdenkmal, ihr Geltungsbedürfnis in Schöffern und Rathäufern usw., ihre Frömmigkeit in Altargemälden auf künstlerische Weise zu befriedigen. Man hat den Künstlern ganz bestimmte, bis ins Detail gehende Vorschriften gemacht, und wie das Ergebnis zeigt, ist diese Bindung an objektive, außerkünstlerische Interessen für die Entstehung größter Kunstwerke nicht nur kein Hindernis, sondern die eigentliche Grundlage gewesen, so sehr sich der einzelne Künstler im Detail davon beengt fühlen mochte. Die allgemeine Kunstfremdheit der Gegenwart verführt diejenigen, die Aufgaben für die öffentliche Kunstpflege zu stellen haben, leicht zu einer Überschätzung des nur-Artistischen, zu einem Mangel an Bestimmtheit gegenüber den Künstlern und zu einer verhängnisvollen Vermischung von charitativen Gesichtspunkten mit denen der öffentlichen Kunstpflege. Staat und Stadt sollten sich ganz dezidiert nur so weit auf künstlerische Dinge einlassen, als diese unmittelbar mit öffentlichen Interessen zu tun haben und im übrigen die Entwicklung der Kunst dem organischen Spiel von Angebot und Nachfrage überlassen. Es ist erfreulich, daß in Zürich die öffentliche Kunstpflege wenigstens in ihrem größeren Teil auf diese Art gehandhabt wird, und darum kann der vorliegende Band eine erfreulich große Reihe vollwertige Werke öffentlicher Kunst zeigen. Nennen wir beispielsweise die Marignano-Fresken Hodlers im Landesmuseum, das Waldmandenkmal von Haller, die Fraumünster-Fresken, das Aula-Fresko und verwandte Arbeiten von Paul Bodmer, verschiedene Wandgemälde von Karl Walser, Mosaiken von Hügin, die Universitätsplastiken von Kappler, Brunnen und sonstige Figuren von Hermann Hubacher, Franz Fischer, Otto Bänninger und dazu eine beträchtliche Anzahl geglückter Arbeiten von mehr kunstgewerblich-dekorativer Haltung, wie z. B. die Bronzetüren am Grossmünster von D. Münch. Eine schwierige Frage ist immer, wer eigentlich in einem demokratischen Gemeinwesen über die Vergabung künstlerischer Arbeiten zu entscheiden hat. Unvermeidlicherweise sind es Kommissionen, in denen Vertreter der Behörde sitzen, die der Kunst gegenüber mehr oder weniger Laien sind, ferner Künstler, die aus kollegialen und fachlichen Gründen in der Regel einseitig den Standpunkt des Produzenten vertreten und in Versuchung kommen, die Ansprüche des Auftraggebers zurückzustellen. Daß bei dieser Sachlage die Stimme einzelner Persönlichkeiten, z. B. die des Stadtbaumeisters, eine wesentliche Rolle spielt, ist verständlich und ganz in Ordnung. Es kommt dann auf den Zufall an, ob sich der private Geschmack der betreffenden Persönlichkeit mit der objektiven künstlerischen Qualität deckt. Im Allgemeinen darf man das für Zürich gelten lassen, und nur die ausgesprochene Vorliebe für ein wesentlich dekoratives Talent wie Augusto Giacometti, wird wahrscheinlich von der Zukunft nicht ganz verstanden werden. Das Buch ist recht schön ausgestattet. Die Herausgeber haben ein trotz kleiner Unvollständigkeiten dankenswertes Verzeichnis der Künstler und ihrer abgebildeten sowie nicht abgebildeten Werke in öffentlichem Besitz, angefügt, wodurch ein Überblick über die Gesamtproduktion möglich wird.

Peter Meyer.

Gertrud Bäumer: Die Frauengestalt der deutschen Frühe. Mit 40 Bildtafeln. Verlagsbuchhandlung F. A. Herbig, Berlin-Grünwald 1939.

Die Dichterin Gertrud Bäumer, die uns schon so manches wertvolle Werk geschenkt, bietet in der vermehrten und verbesserten Sonderausgabe „Die Frauengestalt der deutschen Frühe“ ein Bildwerk mit begleitendem Text, das von seltener Eindringlichkeit und Gediegenheit ist.

Gemäß dem Vorwort zur ersten Auflage 1930 „Dem Beschauer“ „Ist der Sinn dieses Bilderbuches, die Frauengestalten dieser hohen Zeit des Mittelalters zusammenzustellen. Nicht aus kunstwissenschaftlicher Absicht und mit kunstwissenschaftlichen Ansprüchen. Die den Bildern beigelegte Deutung soll nur Führer sein bei einer Betrachtung, die dies wesentlich und insofern zeitlos Deutsche sucht.“ So bringt uns G. Bäumer die machtvollen Frauengestalten des Westchors des Naumburger Doms in klaren, begeisternden Worten, in einer geradezu klassischen Sprache, nahe, und wir lernen durch sie die ganze intensive Künstlerschaft dieser plastischen Gestalten des alten deutschen Adels erschauen wie die Gräfin Gerburg, die lächelnde Regelindis und viele andere. In St. Emmeran in Regensburg schuf der Künstler für das Grabmal der Königin Gemma, der frommen Gemahlin Ludwig des Deutschen, das schönste Frauengesicht in der mittelalterlichen Plastik. Der Bamberger Dom, ein weiteres Kunstzentrum, mit Adam und Eva, den beiden ersten nackten Menschen in der deutschen Plastik, dort auch die Gestalt der Elisabeth, die Heilige und Ahnungsvolle. Noch sei die tiefergreifende Holzfigur der Veterin im Schnütgenmuseum in Köln erwähnt. Die Verfasserin schließt ihre so ungemein anregende Schau mit den Bildgruppen des Straßburger Münsters.

Das Rückgrat dieses empfehlenswerten Buches bildet die ganz hervorragend schöne Vebilderung, die der Verlag dem Werk in 40 wunderbar künstlerisch gefaßten Bildtafeln hat angeeignet lassen; auch der schöne Druck ist erwähnenswert.

Ein Buch, das für jeden Gebildeten, jung oder alt, zum beglückenden Erlebnis wird, Vergangenes wieder aufleben und manches neu erkennen läßt.

Emma Reinhart.

Das Leben und Leiden Christi. Die 24 Glasgemälde des Meisters Hans Röll in der Kirche von Hilterfingen. Federzeichnungen von Gustav Keller. Einleitung und Geleitwort von Hans Gustav Keller. A. Franke u. G. Verlag, Bern.

Es ist der kleinen Broschüre kaum anzusehen, wieviel Arbeit sie ihren Verfassern gekostet hat. Unermüdlich, jahrelang hat Gustav Keller, der Konservator des historischen Museums im Schlosse Thun und einer der besten Kenner der Kunstschätze des Berner Oberlandes auf unbequemen Leitern und Gerüsten die Hilterfinger Glascheiben durchgezeichnet, die Pausen zu Hause mit Lichtbildern verglichen, um ihnen dann in nochmaligem Vergleich mit den Originalen den letzten Schliff zu geben. Was die Photographie nie erreicht hätte, ist dieser getreuesten Nacharbeitung gelungen: ein Stück mittelalterlicher bernischer Kunst ist uns neu geschenkt worden.

Die Einführung und das Geleitwort aus der Feder seines Sohnes, Dr. Hans Gustav Keller stammend, gibt uns in größter Konzentration viele interessante Einzelheiten über den Künstler, den Stifter und die Entstehung der Scheiben überhaupt. Meister Hans Röll, der für manche schweizerische und ausländische Kirche gearbeitet, hat um 1470 dies „auf Glas übertragene Bilderbuch“ geschaffen. In den vierundzwanzig Szenen des Lebens und Leidens Christi hat er seiner ganzen naiven Frömmigkeit, seinem tiefen, selbstverständlichen Glauben Ausdruck verliehen. Der Verfasser weist mit Recht auf die Ähnlichkeit der Zeichnung mit der alter Holzschnitte und Inkunabeln hin, besonders deutlich in der Schwarz-Weiß-Wiedergabe der Abbildungen erkennbar.

Es wird mit größter Sicherheit angenommen und von Dr. Keller an Hand mehrerer Beweise belegt, daß der Stifter der Scheiben dem Geschlechte der von Scharnathal entstammte. Diese sind 1424 in den Besitz der Kirche von Hilterfingen gekommen und haben sie um 1470 erneuert, wenn nicht überhaupt neu aufgebaut. Bei diesem Anlasse werden sie die Scheiben gestiftet haben, wozu im Laufe der siebziger Jahre mehrere Wappenscheiben gekommen sind, ebenfalls aus der

Werkstatt des Hans Koll hervorgegangen. Wir bedauern lebhaft, daß deren Abbildung den Rahmen der Publikation gesprengt haben würde.

Die vierundzwanzig Glasgemälde des Lebens und Leidens Christi des Meisters Hans Koll sind für viele eine Entdeckung, und wir freuen uns, auf unserer nächsten Thunerseefahrt die Kirche von Hilterfingen aufzusuchen, um dann auch die seltenen, blauen Farben der Scheiben auf uns wirken zu lassen.

A. M. T h o r m a n n.

Wilhelm Hummel 1872—1939, von Jakob Rizmann. Neujahrsblatt der Zürcher Kunstgesellschaft 1940. Mit 12 Tafeln. Verlag der Zürcher Kunstgesellschaft, Kunsthhaus Zürich.

Jakob Rizmann, selbst Kunstmaler, gibt in diesem Neujahrsblatt eine liebevolle, erschöpfende Würdigung der Künstlerpersönlichkeit Wilhelm Hummels. Diese Würdigung wird bildlich ergänzt durch die im Januar eröffnete Gedächtnisausstellung im Kunsthhaus Zürich, die eine vortreffliche Auswahl von Werken aus dem Œuvre Hummels bringt. Rizmann läßt dieses einfache, aber von Sorgen und Stürmen nicht verschonte Künstlerdasein bildhaft vor dem Leser aufrollen. „Das Leben“: das Milieu in Gottlieben im Elternhaus, bei den Fischern, mit Malern und Dichtern. Seine Lehrjahre in Zürich, München und vor allem in Paris. Die Übersiedlung nach Zürich, die Tätigkeit an der Stadlerschule, an der Kunstgewerbeschule und in der Kunstgesellschaft. Gelegentliche Reisen nach Frankreich, Italien, die künstlerische Arbeit in der traumhaft schönen Flußlandschaft am alten Rhein. Die Krankheit, die ihn mehr und mehr ergriff und zu seinem schmerzhaften Tode führte. In den Kapiteln „der Maler“, „der Lehrer“, „der Mensch“ werden Wilhelm Hummels Malweise, seine Entwicklung als Künstler, anregender Lehrer und gütiger Mensch zusammengefaßt.

So rundet sich das Bild, das Jakob Rizmann verständnisvoll dem Andenken des Freundes widmet, ergänzt durch 12 künstlerische Tafeln, beginnend mit seinem Selbstporträt, dem Bildnis seiner Mutter und Landschaften, letztere immer belebt von kleinen Figuren, gerade am richtigen Orte. Die Bilder Wilhelm Hummels in ihrer stillen ruhevollen Art werden ein künstlerisches Gut unserer Heimat bleiben und noch in späteren Generationen ihre treuen Bewunderer finden.

E m m a R e i n h a r t.

Kinderbibel. Altes und Neues Testament. Je 50 Bilder nach Schnorr von Carolsfeld, Text von Edwin Stiefel. Zwingli-Verlag, Zürich 1939.

„Wieder eine biblische Geschichte! — Es gibt wohl noch keine? — O ja, genug! — Und warum wurden denn so viele geschrieben? — Weil jeder Verfasser glaubte, die seinige sei ein Bedürfnis.“ — So beginnt das Vorwort einer Kinderbibel, die 1854 zum ersten Mal erschien; aus deren 19. Auflage wir die biblischen Geschichten erzählen hörten und lasen. Auch sie war mit den Bildern von Schnorr von Carolsfeld geschmückt, so daß uns die großen Reproduktionen altbekannt anmuten. Nur der Text von Edwin Stiefel also, — der in alle vier Landessprachen übersetzt wurde — ist neu. Er beschränkt sich auf ein Minimum. Vielleicht war es Absicht des Verfassers, dem Erzählenden Spielraum zu lassen zu individuellem Ausbauen der einzelnen Episoden, oder um die Kinder zum Fragen anzuregen. Denn so wie er ist, erscheint er uns unbedingt zu kurz und der Übergang von der einen zur andern Geschichte zu abrupt. Es ist nicht gut möglich, die Schöpfungsgeschichte und den Sündenfall in 8 Zeilen verständlich zu machen. Dann, warum eine der reizvollsten Geschichten des Alten Testaments, den Verkauf Josephs, sein Großwerden in Ägypten durch die Traumdeutung und das Wiedersehen mit seinen Brüdern so knapp halten und Benjamin überhaupt nicht erwähnen? Und, um nur einige Beispiele zu nennen, warum sind Davids Sünde, Salomos Urteil, Ahab und Jesabel, Daniel in der Löwengrube ganz weggelassen? Denn gerade das Alte Testament, das auch dem Erwachsenen oft nicht sehr gegenwärtig und schwerer verständlich ist, sollte dem Kinde von frühester Jugend an ausführlich und anschaulich erzählt werden.

Der Text des Neuen Testaments hat die große Kürzung besser ertragen. Aber auch da hätten wir mit Pfingsten abgeschlossen; an Stelle der Steinigung des Stephanus und der Bekehrung des Paulus ein Gleichnis mehr gebracht und zum

mindesten gesagt, daß Pilatus das Volk zwischen dem Übeltäter Barabbas und dem unschuldigen Christus wählen ließ.

Wir haben die neue Kinderbibel kritisch angesehen. Wir wissen wohl, daß es sehr schwierig sein muß, die ganze Heilige Schrift in 100 Bildern mit je 6—8 Zeilen Text festzuhalten. Es ist aber unseres Erachtens wichtiger, sie den Kleinen und Kleinsten schon lieb und vertraut zu machen, denn es ist die erste Begegnung mit ihr, die den bleibendsten Eindruck hinterläßt, bleibender als später die Religionsstunden in der Schule und in der Unterweisung.

A.-M. Thormann.

Tierbücher.

Felix Salten: Bambis Kinder, Eine Familie im Walde. Verlag Albert Müller, Zürich. 1940.

John Galsworthy hat das Wesentliche unserer Kritik hinsichtlich dieses Buches (und seiner Mitläufer) vorweggenommen, indem er sich dahin äußert: „Ich sehe es im allgemeinen nicht gerne, wenn menschliche Worte aus dem Munde vernunftloser Kreaturen klingen; aber das gerade ist das Großartige der Tierbücher Saltens, daß man hinter dem Gesprochenen die wirklichen sinnlichen Gefühle der sprechenden Geschöpfe spürt.“ Leider müssen wir mehr dem ersten als dem zweiten Teil dieses Satzes beipflichten. Wir haben es als eine Schwäche dieser Tierbeschreibung empfunden, daß sie, mit dem Anspruch auftretend, die reale Tierwelt mit ihren Naturbezogenheiten zu gestalten (wenn auch dichterisch), dies nicht anders und besser als auf dem Wege weitgehendster Konzession an den üppigsten Anthropomorphismus (nicht nur im Dialog, auch in der Wertung der Naturgegebenheiten!) glaubte erreichen zu können. Bedauerlicherweise geht die Vermenschlichungstendenz hier und da so weit, daß der „Jäger“ Salten gelegentlich zum Jägerlateiner wird und dem Leser Vorgänge und Geschehnisse begreiflich machen will, welche allen wildkundlichen Erfahrungen widersprechen (Bambi, welcher der frischen Menschenspur folgt!) und das Wirklichkeitsnahe und Naturechte schemenhaft verzerren.

Frage: kann man die Dinge im Draußen, die Geheimnisse des Waldes, das Tun und Treiben der Kreatur, das Seelenleben des Tieres, auch wenn man das alles, wie es in der Absicht Saltens lag, dem Menschenkinde nahe bringen will, nicht anders zum Erfühlen und Erleben schaffen, als daß man dies mit menschlichem Fühlen und Leben füllt?! Wie unruhvoll und fast lärmig wird der Wald durch das ermüdende Gerede der beiden Rehkinder Gurri und Geno! Wie weit führen ihre menschenstimmlichen Äußerungen von der verschwiegenen Reserviertheit des Waldgeschöpfes hinweg! Man ließe sich das alles gefallen, wenn es sich bei dieser Rehfamilie rein nur um Märchengestalten handeln würde — ohne ihre gewollte Bezogenheit zur natürlichen Umwelt. In dieser Gestaltungsweise aber, in welcher der Autor als Dichter mehr vermenschlicht als „verdichtet“ und als Tierschilderer mehr dichtet als schildert, ist ein Werk zustande gekommen, das uns weder für das Ursprünglich-Geschöpfliche in Bambis Kinder, weder für die Tierhelden und ihre übrigen vierbeinigen Komparisen, noch für den naturhaften Hintergrund, den Wald, richtig zu begeistern und uns sein Wesen und seine Wesentlichkeiten in überzeugende Seelen- und Lebensnähe zu rücken vermag.

Dieser Schwäche des Buches wollen wir aber auch seine Stärke gegenüberstellen: es atmet die Liebe seines Verfassers zur Kreatur. Diese Liebe und herzliche Anteilnahme, welche den verborgensten Regungen der Tierseele nachzuspüren sich bemüht und überall deuten und offenbaren will, mußte vielleicht zu diesem Anthropomorphismus führen, weil es ihr an Mitteln der Darstellung und Gestaltung gebrach, um die Erlebniswelt des Dichters und Tierfreundes bei seiner Familie im Walde in ihrer ganzen Tiefe richtig auszuschöpfen.

Alma de l'Aigle: Starentagebuch. R. Thienemanns Verlag, Stuttgart. 1939.

„Am 28. Mai hatten wir die ersten nackten Stare gefunden...“ Auf dem Boden lagen sie und gaben Anlaß zu der problematischen Frage, welches Schicksal diese Nestinsassen so grausam ins Freie, damit eigentlich in den Tod, beförderten — und schon hat uns die Verfasserin mitten in tragisches Geschehen hineingestellt. Aber das geschieht ohne pompöse Aufmachung, den Selbstverständlichkeiten des

Naturgeschehens angepaßt und doch überall voll Anteilnahme und stärkster Einfühlung in die Tierseele. So werden diese Tagebuchaufzeichnungen, welche sich mit der Aufzucht einiger Starenkinder befassen, zu einem kleinen Kunstwerk interessanter ornithologischer Beobachtung und tierpsychologischer Deutung. Wie frei von Vermenschlichungstendenz wird das alles erzählt und bewertet! Und doch, wie innig nah ist diese Beziehung von Mensch zu Tier! Der kleine Wohnraum im dritten Stock eines Großstadthauses, wo die Starenjungen von ihrer Adoptivmutter betreut werden, weitet sich zum Schauplatz mannigfaltigsten Naturgeschehens aus und beherbergt die ganze Fülle lebensfroher Vogelherzen mit all ihren Offenbarungen und Geheimnissen.
P. B etter li.

Gedichte der Reife.

Jugend und Lyrik scheinen zusammenzugehören. Mit dem bedächtiger rollenden Blute verebben die Leidenschaften. Der Dichter greift nicht mehr nach den Sternen, sondern senkt den Blick zur Erde, die bereit ist, den morschen Leib aufzunehmen. Die verklärte Erinnerung an Jugendglück, heimatliche Landschaft in den Stimmungen der Jahreszeiten, Reisebilder und endlich das unabweisliche Problem der Vergänglichkeit schaffen dem reiferen Dichter die poetischen Impulse. Die heutige schweizerische Lyrik wird vom „Mann von fünfzig und mehr Jahren“ getragen. Wenn wir die neu erschienenen Gedichtsammlungen von **Max Geilinger: Im Angedenken** (Verlag Rascher, Zürich 1938), **Max Pulver: Neue Gedichte** (Verlag Orell Füssli, Zürich 1939) und **A. Attenhofer: Gedichte** (Verlag F. Schuler, Chur 1939) durchblättern, so ist ein meist gebrauchtes Wort in jedem Bande für seinen Dichter kennzeichnend. Geilingers durch die deutsche Klassik geadelte Persönlichkeit strebt nach Licht, Pulvers unruhig schweifende Seele streift den Abgrund, und Attenhofers melodisches Fühlen leiht sich die Schwingen des Windes. Wenn bei Max Pulver die Zypresse schwarz aus dem Grund des fahlen Hanges treibt, wie die verdorrte Hand ungesühnter Schuld aus dem Grabe stößt, so ist sie für Attenhofer ein Symbol verwehender Tage und ein Deuten nach dem Himmel. Geilinger empfindet männlich verhaltene Wehmut beim Berrinnen des Lebens.

Nun ward der grüne Wald zum Silbermärchen
Und glüht im Sonnenlicht, ein buntes Klingen.
Da tropft es Gold vom kleinsten Faserhärchen . . .
So glänzt Erinnern an gewesnen Dingen,
Vergangnen Tagen, daß sie leuchtend stehn
Als Silberkerzen, die wir stumm umwähnen,
Doch ihre Märchenpracht, die wir erspähn,
Löst sich im Licht zu Ketten bunter Tränen.

Unmutig sich aufbäumend, gelegentlich mit groteskem Humor, sieht Pulver der Verwesung ins Auge. Wie ein cinquecentistisches al Fresco wirkt die Vision:

„Sonne, fruchtbarer Stier,
Niederschraubend auf grüne Gemarkung.
Glutwind geht von den Rüstern dir,
Zornig kocht
Blei des Sees aus der Mulde,
Der bergumkränzten;
Feuerspeere aus dem Abgrund
Durchbohren den Spiegel.
Nah ist Fruchtbarkeit dem Tode.
Nah im schäumenden Sommer der Herbst. . .“

Innig tröstet dagegen das verstorbene geliebte Wesen den Dichter Attenhofer an seinem 60. Geburtstag:

Über mein Grab weht der Wind;
All unsere Tränen sind Morgentaus schwindende Tropfen
Und unserer Herzen müdes Klopfen

Stimmen der Vögel über meinem Rajen sind —
Komm!

In der Melodik der Verse oft verwandt mit Attenhofer, doch herber und ihn an hoher Kunst überholend, ist **Wolfgang S. Syland**. **Irdische Heimat**. Gedichte. (Verlag Francke u. G., Bern 1939). Sein Sonett ist von lauterer Schönheit. Pan-idealistische Hingabe an die Natur erwärmt seine Strophen. Wenn vielleicht nicht an Jahren, so doch am Geiste reiht er sich den Reisen ein:

In jedem Scheiden hat auch der Tod
Deine Stirne berührt.
Da entgleitet ein Schiff — da verdämmert ein letztes Abendrot
Ober ein allzu süß duftender Strauch
Neigt seine Blüten . . . Hast du den Hauch
Kühlen Ersterbens verspürt? . . .

Martin Held, **Sternstunden**. Gedichte. (Wegweiser-Verlag, Zürich 1938), nennt und bekennt den Allmächtigen, den Syland erahnt, als einen in Einsamkeit Segnenden. Held, der Verfasser eines preisgekrönten Vaterlandsgedichtes, weist sich auch als Spruchdichter aus:

Frag nicht zu viel: woher und wohin
Und welches ist des Lebens letzter Sinn.
Genug: wir leben, haben Pflichten
Und darnach müssen wir uns richten.

Während schmale Büchlein die lyrischen Blüten der Dichter zusammenfassen, bieten uns in stattlichen Bänden zwei Dichterinnen ganze Lebensernten dar. **Hedwig Rym**, die Freundin der unvergesslichen Meta von Salis, hat unter dem Titel „**Stunden des Tages und Stunden der Nacht**“ (Verlag Braus-Riggenbach, Basel 1938) nahezu zweihundert Gedichte ausgewählt. Der festlich-gelbe Leinenband trägt in Goldprägung eine eigenartige Bignette, in der sich Vogel, Blüte, Schwert und Krone harmonisch verbinden. Die Gedichte sind der Ausfluß einer kultivierten, für Poesie hochempfindlichen Persönlichkeit. Ihr künstlerisch Bestes gibt die Verfasserin in balladischen Gedichten. Hier liegt Sprunghaftigkeit im Stile, die gelegentlich in rein lyrischen Strophen als unvollendete Kristallisation des Motivs anmutet. Ein feines Ohr für musikalische Werte verrät die Klänge:

Wie viele Male kam der Lenz gegangen,
Seitdem im Friedensheim die Glocken klangen,
Die Vögel ihre Abschiedslieder sangen,
Dir, Dir!
Aus den Zypressen hier . . .

Reif steht die Saat darf **Lulu von Strauß und Torney** ihre Gesamtausgabe der Balladen und Gedichte nennen (Verlag Eugen Diederichs, Jena 1935). Ihre hohe Meisterschaft ist unbestritten. Die starken, rauschenden Klänge ihrer Balladen finden vertrauten Widerhall, während unter den lyrischen Gedichten, die den Balladen im Tone unverkennbar verwandt sind, Neues zu erlauschen ist. Heiter entsagend schreitet die greise Dichterin die letzte Strecke des Lebensweges ab:

Das ist so seltsam, so gelöst zu gehen,
Im Lebensland, und doch schon Lebensferne —
Und schon im Glanze erdenfremder Sterne
Das andere Ufer traumhaft schimmern sehen.
Helene Meyer.

Bücher-Eingänge.

(Besprechung vorbehalten.)

- Andres, Stefan:** Das Grab des Reides. Drei Novellen. Ulrich Kiemer Schmidt, Berlin W 35, 1940. 267 Seiten, M. 6.20.
- Beheim-Schwarzbach, Martin:** Der magische Kreis. Erzählungen. Bermann-Fischer, Stockholm 1940. 338 Seiten.
- Bente, Hermann:** England und Deutschland im Kampf um die Neuordnung der Weltwirtschaft. Junfer & Dünnhaupt, Berlin 1940. 54 Seiten, M. 1.40.
- Blanke, Fritz:** Columban und Gallus. Urgeschichte des schweizerischen Christentums. Frey & Wasmuth, Zürich 1940. 235 Seiten, Fr. 6.—.
- Brinkmann, Carl:** Der englische Wirtschafts-Imperialismus. Junfer & Dünnhaupt, Berlin 1940. 58 Seiten, M. 1.50.
- Der Sieg in Polen.** Herausgegeben vom Oberkommando der Wehrmacht. Mit einem Geleitwort von Generaloberst Keitel. 175 Seiten mit 34 Bildern, 1 Skizze und 3 Karten.
- Edmann, Irwin:** Ein Schimmer Licht im Dunkel. Bermann-Fischer, Stockholm 1940. 65 Seiten.
- Flaggen erbeutet in den Schweizerkriegen.** 38 Farbentafeln in 4 Gruppen mit Textbeilage. Haag, Luzern 1940. Fr. 12.—.
- Forester, C. S.:** Unter wehenden Flaggen. Roman. Frey & Wasmuth, Zürich 1940. 320 Seiten.
- Galbiati, Giovanni:** Ulrico Hoeppli. Ein Lebensbild. Nach der 2. italienischen Ausgabe übertragen von Dora Fanny Rittmeyer. Hoeppli, Mailand 1939. 118 Seiten.
- Geilinger, Max:** Der Weg zur Circe. Ein Phantasiespiel in 6 Bildern. Volksverlag, Elgg (St. Zürich) 1940. 97 Seiten.
- von Greiner, Otto:** Sprachpillen. Neue Folge. Francke, Bern 1940. 128 Seiten, Fr. 5.—.
- Große, Franz:** England kämpft bis zum letzten Franzosen. Eine Verlustbilanz des Weltkrieges. Junfer & Dünnhaupt, Berlin 1940. 51 Seiten, 80 Pf.
- Hanisch, Erdmann:** Geschichte Russlands. I. Band: Von den Anfängen bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts. Herder, Freiburg i. Br. 1940. 250 Seiten mit einer Karte, M. 5.—.
- Hecke, Bernhard:** Die Tierseele auf der Grundlage der Grundwissenschaftlichen Philosophie und der Psychologie von Johannes Rehmke. Bamberg, Greifswald 1939. 304 Seiten mit 109 Abbildungen und 2 mehrfarbigen Bildtafeln, Fr. 17.50.
- Hesse, Erwin:** Des Herrn Kreuz und Herrlichkeit. Die öffentliche Wirksamkeit Jesu in ihren großen Zusammenhängen. Herder, Wien 1940. 104 Seiten, M. 2.60.
- Hollnsteiner, J.:** Die Kirche im Ringen um die christliche Gemeinschaft. Vom Anfang des 13. Jahrhunderts bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts. Herder, Freiburg i. Br. 1940. 564 Seiten M. 14.80.
- Jentsch, Gerhart:** Das Kabinett Chamberlain und der Ausbruch des Krieges 1939. Junfer & Dünnhaupt, Berlin 1940. 48 Seiten, M. 1.20.
- Kolb, Annette:** Glückliche Reise. Bermann-Fischer, Stockholm 1940. 231 Seiten.
- Kuderer, Peter:** Im Heiligen Geiste. Kleine Theologie des Geistes Gottes. Herder, Wien 1940. 100 Seiten, M. 2.40.
- Kunz, Willi:** Gestaltwirklichkeit und Lebensgestaltung. Zur Geschichte des deutschen Idealismus (1780—1830). Armanen-Verlag, Frankfurt a. M. 1939. 255 Seiten, M. 8.—.
- Marty, Anton:** Psyche und Sprachstruktur. Herausgegeben von Prof. Otto Funke. Francke, Bern 1940. 237 Seiten, Fr. 12.50.

- von Rasó, Edart:** Preußische Legende. Geschichte einer Liebe. Wolfgang Krüger, Berlin 1939. 219 Seiten, M. 2.—.
- Otto, Joseph Albert:** Kirche im Wachsen. Herder, Freiburg i. Br. 1940, 220 Seiten, M. 3.60.
- Przywara, Erich:** Deus semper maior. Theologie der Exerziten. 3. Band. Herder, Freiburg i. Br. 1940. 464 Seiten, M. 8.20.
- Reeb, Benedikt:** Immer wieder Ostern. Zehn Ansprachen. Herder, Wien 1940. 75 Seiten, M. 1.80.
- Schweizer Kriegsdokumente.** Eine Auswahl aus den Jahren 1656—1831. Kunstgewerbemuseum, Zürich 1940. 56 Seiten.
- Schwinge, Erich:** Soldatischer Gehorsam und Verantwortung. Elwert, Marburg a. L. 1939. 34 Seiten, M. 1.20.
- Sörensen, Jon:** Fridtjof Nansens Saga. Aus dem Norwegischen von Wolfgang Sonntag. Hoffmann & Campe, Hamburg 1939. 317 Seiten.
- Svizzeri in Italia.** Herausgegeben von der Schweizerischen Handelskammer in Italien, Mailand 1939. 219 Seiten, reich illustriert.
- Unter dem Lilienbanner.** Memoiren des Barons von Besenval. Hallwag, Bern 1940. 312 Seiten und 16 Bildtafeln.
- Ug, Fridolin:** Bittet, und ihr werdet empfangen. Herder, Freiburg i. Br. 1940. 84 Seiten, M. 1.50.
- Vollmann, Ulrich:** Die preußische Revolution. Bermann-Fischer, Stockholm 1940. 77 Seiten.
- v. Wedderlop, S.:** Die falsche Note. Ein Musikroman. Scientia-Verlag, Zürich 1940. 348 Seiten, Fr. 10.50.
- Weichbrodt, H.:** Der Versicherungsbetrug. Hans Huber, Bern 1940, 98 Seiten, Fr. 9.50.
- Zbinden, Hans:** Die Moralkrise des Abendlandes. Ethische Grundfragen europäischer Zukunft. Herbert Lang, Bern 1940. 117 Seiten, Fr. 3.80.

ZÜRICH



Versicherungen:
Unfall, Haftpflicht
Kasko, Baugarantie
Einbruch - Diebstahl

„Zürich“ Allgemeine Unfall- und Haftpflicht-Versicherungs-Aktiengesellschaft in Zürich

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Jann v. Sprecher. Schriftleitung, Verlag u. Versand: Zürich 2, Stöckerstr. 64. Druck: A.-G. Gebr. Leemann & Co., Stöckerstr. 64, Zürich 2. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsrechte vorbehalten.